



**Gisela  
Hack-Molitor**

# LOTTE PAEPCKE

**»Es wurde nicht  
wieder gut«**

**Als Jüdin in Nachkriegsdeutschland**

**8 grad**

Gisela Hack-Molitor  
*Lotte Paepcke*

8 grad

Gisela Hack-Molitor



Lotte Paepcke und Dr. Ernst August Paepcke,  
ohne Datum. Stadtarchiv Freiburg, K 1/83 M 7093-625

## LOTTE PAEPCKE

»Es wurde nicht wieder gut«  
Als Jüdin in Nachkriegsdeutschland

8 grad verlag Freiburg

## Inhalt

### Vorbemerkungen 7

### Es schien doch so selbstverständlich ... 9

Mit Leib und Seele Freiburgerin 9

Marx im Rucksack 12

Mit den Roten gegen die Faschisten  
in Berlin und Freiburg 14

Flucht nach Italien und Rückkehr nach Freiburg 17

### *Unter einem fremden Stern:*

### Überleben in der Mischehe 21

Was heißt hier privilegiert? 27

»Das Kleid der Ausgesondertheit«:  
stigmatisiert und sozial isoliert 31

Sympathisch sein um jeden Preis 34

Requiescant in pace 36

Zwangsarbeit in Leipzig  
und Flucht nach Freiburg 41

Untergetaucht im Kloster Stegen 45

Nach der Befreiung: Es wurde nicht wieder gut 48

Die Heimat verloren 50

### Absturz in den Himmel:

### Die ersten Nachkriegsjahre 55

Aufriss zu neuer Lebensmöglichkeit:

Blick auf die Schweizer Berge 56

Behördliche »Wiedergutmachung« 60

### Fünzigerjahre: Vita activa als Beraterin und Rundfunkautorin 65

Engagierte Frauen im Südwesten 66

Willkommen im Club! 71

Pioniararbeit in der Eheberatungsstelle	76
Hörbar werden:	
Schreiben für den Südwestfunk	82
Mehr als gute Ratschläge und Rezepte:	
der Frauenfunk des SWF	85
Der Mief der Fünfzigerjahre:	
Gleichberechtigung und Sexualmoral	87
Weiblicher Mensch statt Weibchen:	
Plädoyer für die berufstätige Frau	91
»Besuch am Krankenbett«:	
Lob der Tatenlosigkeit und Abmahnung	101
Abenteuer im Homeoffice:	
die Schriftstellerin	106
Vielseitig, aber nicht beliebig	109

## Gegen das Vergessen 113

Wenn eine deutsche Jüdin eine Reise tut	114
Noch lange kein Sommermärchen ...	119
Hochgeschätzter Gast im Schwesternhaus	123
Ein kleiner Händler, groß an Geist	126
Der »Peterbrief«	137
Aus dem Text gerissen: die Gedichte	141
Memento	146

## Was bleibt? 153

Lotte-Paepcke-Preis:	
in die Zukunft gedacht	154
Paepcke lesen!	155
Dank	161

Werkausgaben und Literatur (Auswahl)	163
Anmerkungen	166

## Vorbemerkungen

Lotte Paepcke ist aktueller denn je, und doch kennen viele kaum mehr ihren Namen. Geboren 1910 in Freiburg im Breisgau, hat sie als Jüdin das Naziregime in Deutschland überlebt. Das war möglich, weil ihr nicht jüdischer Mann ihr beistand, Freunde Mut bewiesen und Fremde Zivilcourage zeigten. Geschrieben hat sie schon immer. Nach dem Ende des Krieges, als sie mit Mann und Kindern in Karlsruhe ins Leben zurückfand, begann sie, ihre Erfahrungen ins Wort zu setzen, bedächtig und mit großem zeitlichem Abstand. Für die beiden literarischen Erinnerungsbücher, 1952 und 1972 publiziert, und ihre später veröffentlichten Gedichte erhielt Paepcke am Ende ihres Lebens den Johann-Peter-Hebel-Preis. Heute allerdings sind diese eher schmalen Bände, trotz mehrerer Neuauflagen, längst vergriffen und nur noch in Bibliotheken oder antiquarisch zu finden. Wer dennoch ein Exemplar in der Hand hält, wird die sensible und genaue Sprache Paepckes, die frei ist von Anklagen und Ressentiments, schätzen.

Lotte Paepcke war auch Essayistin und langjährige Rundfunk-Autorin, was bisher kaum gewürdigt wurde. Über viele Jahre hinweg hat sie nicht nur in Zeitschriften, sondern vor allem in Radiobeiträgen aktiv an der kulturellen und zivilgesellschaftlichen Erneuerung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg mitgewirkt. Während ihre Bücher

das Lebensthema jüdischer Existenz in Deutschland behandeln, nimmt sie in ihren Artikeln und Radiosendungen thematisch auch vieles andere in den Blick.

Das vorliegende Buch versucht, die erstaunliche Vielseitigkeit dieser Autorin sichtbar zu machen und vor allem ihre in entlegenen Zeitschriften und im Rundfunkarchiv verborgen gebliebenen Arbeiten ins Licht zu rücken. Mit Offenheit, Skepsis und Witz begleitete Paepcke das deutsche Wirtschaftswunder, widmete sich Literatur und Kunst und hatte ein besonderes Gespür für Ungerechtigkeiten. Hier wurde sie, wenig erstaunlich in der Nachkriegszeit, im alltäglichen Miteinander von Mann und Frau fündig, das noch von Vorstellungen und Gesetzen der Kaiserzeit geprägt war. Lotte Paepcke begleitete die Emanzipation der Frau in der Nachkriegszeit nicht nur mit einer Reihe von Radiobeiträgen, sondern auch als erste Eheberaterin in Karlsruhe nach dem Krieg.

Ein vollständiges Bild der Autorin Lotte Paepcke ist auf knapp zweihundert Seiten natürlich nicht zu zeichnen, das muss eine noch ausstehende umfangreiche Monografie mit Überblick über ihre sämtlichen Werke leisten. Die vorliegende Skizze, mit neuen Farben und Details, soll auf die Wiederentdeckung Lotte Paepckes neugierig machen.

## Es schien doch so selbstverständlich ...

### Mit Leib und Seele Freiburgerin

Ihre Heimatstadt Freiburg hat sie geliebt, besonders das Münster – die mächtige gotische Kirche war das »Juwel« in ihrem Leben.<sup>1</sup> Unweit davon, im Herzen der Stadt, ist Lotte Mayer im Juni 1910 geboren und auch aufgewachsen, in einem Eckhaus in der Schusterstraße 23. Schon ihr Urgroßvater, Lazarus Leser, hatte das Haus gekauft, das an der Rückseite des Historischen Kaufhauses am Münsterplatz steht, und ein Geschäft darin eröffnet.<sup>2</sup> Dessen Schwiegersohn Moritz Mayer verlegte 1890 seine Lederhandlung in die Geschäftsräume des Hauses, sie firmierte fortan unter dem Namen »Lederhandlung Leser & Mayer«. Ein kleines Wunder ist, dass diese Lederhandlung bis heute, hundertdreißig Jahre später, in demselben Altstadthaus existiert, unter dem Namen »Leder-Rees«. Aber das ist eine eigene Geschichte, wir wollen nicht vorgreifen.

Lottes Vater Max Mayer übernahm 1924 das elterliche Ledergeschäft, da war Lotte vierzehn Jahre alt, ihr Bruder Hans ein Jahr jünger. Als »eine harmonische, glückliche Kindheit« beschrieb Lotte die Kindheit in Freiburg in einem Interview im Jahr 1985.<sup>3</sup> Im Elternhaus wurde viel musiziert, und es gab anregende politische Diskussionen, der Vater saß für die SPD im Stadtrat und kümmerte sich hier vor allem



Ein Gruß vom Münsterturm (Datum unbekannt). Lotte Paepckes Elternhaus (siehe Pfeil) steht in der Schusterstraße. Foto: akg images

um das kulturelle Leben. Viel lieber wäre der leidenschaftliche Pianist statt Lederhändler Komponist geworden, doch das ging nicht. Die jüdische Familie Mayer fühlte sich unter den christlichen Mitbürgern und Geschäftsleuten durchaus wohl. Bereits die Väterfamilien Leser und Mayer waren in Freiburg hoch angesehen.<sup>4</sup> Ihr Alltag richtete sich nach dem Schlag der nahen Münsterglocken. Mit dem »Haustrherrn« des Münsters, dem katholischen Erzbischof, gab es ein gutes Einvernehmen. Das zeigt eine Episode in Lotte Paepckes Buch *Ein kleiner Händler, der mein Vater war*.<sup>5</sup>

Der Großvater, wenn er seinem Stammcafé jenseits des Münsters zustrebte, benutzte den direkten Weg durch das Gotteshaus hindurch, ehrfürchtig den Hut abnehmend und mit einer Beugung des Oberkörpers, wenn er das hohe braungoldene Schiff betrat und am Altar vorbeiging. Und als der Erzbischof in seinem Palais links um die Ecke krank wurde, erkundigte sich der Großvater nach seinem Befinden und ließ Blumen schicken. Der Erzbischof bedankte sich in einem Schreiben und revanchierte sich bei Todesfällen.

Dabei war der Großvater jüdisch-orthodox, er schloss am Sabbat, dem jüdischen Ruhetag, sein Geschäft und besuchte mit der Familie die prachtvolle Freiburger Synagoge. Lottes Vater Max dagegen bezeichnete sich als liberalen Juden, er hielt die jüdischen Rituale nicht mehr ein, und sein Geschäft war jetzt auch am Samstag offen. Seine Frau Olga, Lottes Mutter, war bereits in einer jüdisch-liberalen, großbürgerlichen Stuttgarter Familie aufgewachsen, ihre Schwester Alice hatte in Freiburg Medizin studiert. Dennoch war sich die Familie Mayer immer bewusst, dass sie eine jüdische war. Die Kinder lernten in der jüdischen Gemeinde Hebräisch und gehörten

jüdischen Kinder- und Jugendgruppen an, daneben hatten sie in der Schule nicht jüdische Freundinnen und Freunde.<sup>6</sup>

Die kleine Lotte verspürte zwar keine Bedrohung, aber dass ihre Eltern »nicht so selbstsicher und so selbstverständlich auf der Erde waren wie die Eltern anderer Freunde und Freundinnen«, das merkte sie früh.<sup>7</sup> Kleinere Vorfälle in der Schule zeigten der Schülerin der Mädchenschule am Holzmarkt – dem heutigen Goethe-Gymnasium –, dass es einen latenten Antisemitismus gab, dem die Lehrer jedoch entgegenwirkten. Die Eltern achteten darauf, dass Lotte und Hans sich möglichst gut benahmen, um keinen Anstoß zu erregen, und fleißig in der Schule waren. Lotte, die mit ihren Deutschaufsätzen immer gegläntzt hatte, durfte 1929 zur Abiturfeier auf Vorschlag des Schuldirektors eine Rede über Lessings *Nathan der Weise* halten; das Stück steht für Toleranz und Ausgleich zwischen den Weltreligionen. Dafür allerdings, dass er eine Jüdin vorsprechen ließ und auch noch über dieses Stück, musste der gut katholische Schuldirektor anschließend so manche Kritik einstecken.<sup>8</sup>

## Marx im Rucksack

Schon als junges Mädchen zog Lotte Mayer mit den Freunden der jüdischen Jugendgruppe regelmäßig hinaus in die Täler und auf die Berge rund um Freiburg. Die Naturbegeisterung war nicht nur romantische Wanderschaft mit dem Rucksack auf dem Rücken und einem Lied auf den Lippen, sie war auch ein Protest gegen die bürgerliche Welt der Eltern. Die Jugendlichen kleideten sich anders, wollten bewusst »ein alternatives Leben führen«, autark sein, die Welt verbessern.<sup>9</sup> Anders als heute war die Natur noch nicht bedroht und schutzbedürftig. Eher rieben sich die jungen Menschen

an der Lebensform ihrer Eltern: »Wir haben uns möglichst anders gekleidet, wir wollten keine Bürger sein im engeren Sinn, wir wollten naturnah sein: zurück zur Natur.« Das war nichts Ungewöhnliches zu dieser Zeit, die »Wandervogel«-Bewegung mit ihren Idealen der Naturverbundenheit und Askese ergriff die Jugend überall in Deutschland, schon lange vor dem Ersten Weltkrieg, und danach erneut.

Jedenfalls entwickelte Lotte in jungen Jahren eine ganz intensive Beziehung zur badischen Natur. Die Wälder und Berge des Schwarzwalds, das Tal der Dreisam, die durch Freiburg hindurchfließt, der Hausberg Schauinsland und der Kaiserstuhl mit seinen Weinberghängen, das Draußensein mit Sonne, Wolken und den Gestirnen der Nacht wurden zu ihren selbstverständlichen Begleitern, gaben ihr offenbar auch Geborgenheit, Sicherheit, das Gefühl des Verbundenseins mit der Natur. Diese Jahre der jugendlichen Selbstfindung und Selbstbestimmung, gemeinsam mit den Gleichgesinnten in der Jugendgruppe, betrachtete Lotte Paepcke im Rückblick als eine wichtige, prägende Zeit in ihrer Entwicklung, wovon sie noch in hohem Alter zehrte.<sup>10</sup> Obwohl auf ihre Liebe zur badischen Natur und zu den geliebten Bergen bald schon tiefe Schatten fielen – Schatten, die sich für sie nie wieder ganz auflösten.

Aber noch sind wir in den Zwanzigerjahren und in der krisengeschüttelten Weimarer Republik. Da spielte die Tagespolitik eine große Rolle. Die junge, unerprobte deutsche Demokratie taumelte von einer Krise zur nächsten, zahlreiche Parteien bekämpften einander, und eine ganze Reihe davon wollte die demokratische Ordnung des Staates abschaffen. Hier fand Lotte reichlich Gelegenheit, ihren hellwachen Verstand und ihr politisches Interesse in langen Diskussionen mit dem Vater zu schärfen. Er war in der SPD aktiv und vertrat dort eher gemäßigte Ansichten. Lotte



entwickelte in jugendlichem Ungestüm deutlich radikalere Ideen als ihr Vater, den sie einmal, so erinnerte sie sich, als viel zu moderaten »Grießbreipolitiker« titulierte.<sup>11</sup> So schloss sie sich der linken jüdischen Jugendgruppe an, in der sie gleichzeitig beiden Neigungen folgen konnte – ihrem politischen Interesse und der Wanderlust in der geliebten Natur. Denn das Wandern gehörte damals auch bei den Linken unbedingt dazu. Was in der Jugendzeit noch ein wenig schwankte, war ihr religiöses Engagement, es gab fromme Phasen, aber auch atheistische. Doch Jüdin zu sein war und blieb ihr immer »eine Selbstverständlichkeit«.<sup>12</sup> Was sie nicht wollte, war, sich der zionistischen Jugendgruppe anzuschließen. Ihren politischen Standort und ihre Zukunft sah sie in der Heimat, nicht in einem fernen Palästina. Erst im Nachhinein ließe sich das als Selbstbetrug bezeichnen: »Es schien doch so selbstverständlich, dass wir da wohnten in diesem alten Haus ganz nahe beim Freiburger Münster, mit einem Kreis von Freunden und Verwandten.«<sup>13</sup>

### **Mit den Roten gegen die Faschisten in Berlin und Freiburg**

Politisch aktiv wurde Lotte dann während des Jurastudiums, das sie in Grenoble, Berlin und Freiburg absolvierte. Sie schloss sich dem kommunistischen Flügel der »Roten Studentengruppe« an, in der sich sozialistische und kommunistische Verbände vereinten, um gemeinsam gegen faschistische Gruppen zu kämpfen.<sup>14</sup> Es waren die Jahre vor 1933, als die rechtsextreme, rassistische NSDAP immer mehr Anhänger gewann. Besonders in Berlin, wo Lotte zwei Semester studierte, tauchten die Braunhemden der paramilitärischen SA auf, machten Propaganda für die Nationalsozialisten, pö-

belten gegen Andersdenkende und lieferten sich Straßenkämpfe mit Sozialdemokraten, Kommunisten und Juden. An der Universität bekämpften sich die linken und rechten Studentengruppen erbittert. Die Roten und der Nationalsozialistische Studentenbund hatten dort ihre Standorte direkt nebeneinander, was für zusätzlichen Zunder sorgte.<sup>15</sup> Lotte diskutierte mit den Roten über Marx, Stalin und den Nationalfaschismus, verteilte Flugblätter mit politischen Botschaften und machte sich für bezahlbare Mieten stark. Sie geriet aber auch in handfeste Auseinandersetzungen: Einmal, so erzählte sie, sei sie in Berlin bei einem Gerangel zwischen den Roten und den Nationalsozialisten buchstäblich aus dem Fenster rausgedrängt worden und auf die Straße gefallen. Was zwar glimpflich ausging, weil das Gerangel im Parterre der Universität stattfand, aber doch für Aufsehen sorgte.<sup>16</sup> – Ob diese Grobheit gegenüber der schmalen und zierlichen, aber offensichtlich mutigen Lotte Mayer die Gemüter damals wenigstens vorübergehend beruhigen konnte, erfahren wir nicht. Die Interviews mit Lotte Paepcke sind von ihrer ausgesprochen zurückgenommenen, rational-nüchternen Art geprägt, auch in Bezug auf emotional aufwühlende Erlebnisse.

Zum Abschluss ihres Studiums wechselte Lotte wieder nach Freiburg, wo alles etwas gemächlicher zuing, wie sie beschrieb.<sup>17</sup> An der Universität brachte ihr weder die Mitgliedschaft bei den Roten irgendwelche Nachteile ein, noch erlebte sie persönlich antisemitische Anfeindungen. Just als das erste juristische Staatsexamen anstand, Anfang 1933, hatten allerdings die Nationalsozialisten die Macht im Land übernommen.<sup>18</sup> Die Klausuren waren an mehreren Tagen nacheinander im Regierungspräsidium in Karlsruhe angesetzt, die Stimmung muss entsprechend angespannt gewesen sein. Mitten in den Prüfungen konnten Lotte Mayer und die anderen Prüflinge beobachten, wie

die Hakenkreuzfahne auf dem Justizministerium gehisst wurde. Einzelne seien noch direkt aus dem Prüfungssaal herausgeholt und verhaftet wurden. Damit musste sie selbst auch rechnen, sie war bekannt als Mitglied der Roten, und die Kommilitonen blickten immer wieder zu ihr hin, wenn erneut ein Kommando zur Tür hereinkam. Ihr Vater war derweil eigens von Freiburg angereist, in größter Sorge um die Tochter. Aber vorerst blieb sie ungeschoren und konnte die Prüfungen abschließen. Eine große Enttäuschung war es dann, als ihr bald darauf schriftlich mitgeteilt wurde, dass sie zwar bestanden hatte – aber »aus rassischen Gründen« den Referendardienst, zu dem sie bereits angemeldet war, nicht antreten durfte. Das war de facto ein Berufsverbot. Einer ihrer Professoren, der sie schätzte, bot ihr zwar noch eine Promotion an, doch das stellte sich angesichts der rasanten Nazifizierung der Universität als unrealistisch heraus.

Politische Gegenwehr gegen die neue Staatsmacht schien zwecklos, das illustriert eine Erfahrung, die Lotte Paepcke schilderte: Sie hatte in Freiburg mit größtem Interesse auch bei dem hoch angesehenen Philosophen Martin Heidegger in Vorlesungen gesessen. Philosophie war tatsächlich ihr erster Studienwunsch gewesen; den hatte ihr der Vater ausgedrückt, da sie als Jüdin und als Frau in diesem Fach keine berufliche Zukunft habe. Als sich Heidegger nach dem Machtwechsel 1933 »als Nazi gezeigt hat« – er war rasch in die NSDAP eingetreten und hatte das Rektorat der Universität übernommen –, habe das sie und ihre Freundinnen und Freunde mit großer »Hoffnungslosigkeit« erfüllt; wenn sogar solche Koryphäen sich den Nazis andienten, wer sollte denen dann noch die Stirn bieten?<sup>19</sup>

Die neue Regierung, kaum an der Macht, verwandelte die Republik quasi über Nacht in einen zentralistischen Führerstaat, mit Adolf Hitler an der Spitze. Mit neuen Gesetzen

setzte er Schlag auf Schlag seine faschistischen und rassistischen »Säuberungen« um. Schon nach wenigen Wochen wurden politische Gegner verhaftet, jüdische Beamte entlassen. In Freiburg wurden im März 1933 sämtliche Stadträte, die der SPD oder den Kommunisten angehörten, abgeholt und ins Gefängnis gesteckt, auch Lottes Vater. Die meisten von ihnen entließ man nach ein paar Tagen wieder, darunter war auch Max Mayer. Vorerst. – Zu diesem verdienten Freiburger Bürger hören wir später noch mehr, Lotte hat ihm viele Jahre nach seinem Tod ihr Buch *Ein kleiner Händler, der mein Vater war* (1972) gewidmet.

Nicht lange nach Max Mayers erster Verhaftung 1933 war seine Tochter Lotte an der Reihe: Die Gestapo, die gefürchtete Geheime Staatspolizei, durchsuchte ihr Elternhaus, anschließend wurde sie einbestellt und gleich ins Gefängnis abgeführt, wegen ihrer Mitgliedschaft bei der Roten Studentengruppe. Nach wenigen Wochen hatte sie das Glück, entlassen zu werden, ein Anwalt mit Beziehungen zu den neuen Machthabern hatte sich auf Betreiben ihrer Eltern für sie verbürgt. Schriftlich musste sie versichern, nichts gegen den neuen Staat zu unternehmen. Aus der Haft freigekommen, vernichtete sie eiligst alle verräterischen Spuren ihrer politischen Aktivitäten im Freiburger Elternhaus – einschließlich ihrer ersten literarischen Versuche – und verließ Deutschland. Denn hier war sie doppelt gefährdet, als Mitglied der Roten und als Jüdin.

### Flucht nach Italien und Rückkehr nach Freiburg

Lotte floh nach Italien und kam durch Vermittlung eines Verwandten in einer Anwaltskanzlei in Rom unter, die für

die deutsche Botschaft arbeitete. Ihr Bruder Hans war schon früher nach Italien gekommen, gleich nachdem er seinen Ausbildungsplatz bei einem jüdischen Optiker verloren hatte, der früh ins Ausland geflohen war. Lotte suchte in Italien auch eine Stelle für ihren Freund in Deutschland, Dr. Ernst August Paepcke, der aus Mecklenburg stammte und protestantisch war. Doch es fand sich nichts, er war Literaturhistoriker und konnte kein Italienisch. Nach Palästina auswandern kam für einen Nichtjuden nicht infrage, andere Möglichkeiten fanden sich nicht. Die beiden wollten gerne heiraten, also reiste Lotte nach einem halben Jahr wieder zu ihm zurück nach Freiburg. Denn Ehen zwischen »Deutschblütigen« und Juden – sogenannte »Mischehen« – sollten von dem neuen Regime bald verboten werden, das hatte sich herumgesprochen. Diese Entscheidung, nach Deutschland zurückzugehen, mag heute naiv erscheinen. Doch lässt sich daran ablesen, wie wenig das Paar – wie die allermeisten Menschen – sich vorstellen konnte, zu welchen Verbrechen der nationalsozialistische Staat an der jüdischen Bevölkerung fähig war. Und wie rasch sich ein Volk mittels Propaganda und Gesetzen, befördert durch latenten Antisemitismus, zum Erfüllungsgehilfen am Massenmord an ehemaligen Nachbarinnen und Nachbarn, an Mitbürgerinnen und Mitbürgern machen ließ – oder diesen zumindest stillschweigend hinnahm.

Viele dachten, die neue Regierung werde sich nicht lange halten können. Lottes Eltern waren skeptischer: Sie beschworen den künftigen Schwiegersohn, von seinen Heiratsplänen abzurücken, das sei gefährlich, und ihre Tochter solle lieber im Ausland bleiben.<sup>20</sup> Doch die beiden ließen sich nicht abhalten und heirateten 1934. »Mischehen« wurden im Jahr darauf tatsächlich verboten. Im Frühjahr 1935 bekamen die Paepckes einen kleinen Sohn, Peter. Wie sich herausstellen sollte, bot die Elternschaft der jüdischen



Die Eingangstür des Elternhauses von Lotte Paepcke in der Schusterstraße 23, Freiburg i. Br.  
Foto: Matthias Grüb

Ehefrau in einer Mischehe zusätzlichen Schutz vor Verfolgung, zumindest in den Anfangsjahren. So blieb die junge Familie in Freiburg, Lotte versorgte den kleinen Sohn zu Hause und freute sich, wenn sie immer mal wieder juristische Tätigkeiten für einen Verwandten im Ausland erledigen durfte. 1938 wurde jedoch die pharmazeutische Firma, bei der Ernst August Paepcke arbeitete und die »ursprünglich jüdisch« war – so berichtete Lotte Paepcke –, inklusive Mitarbeitenden nach Bielefeld verlegt.<sup>21</sup> So zogen sie nach Norddeutschland, wo sie den Kriegsbeginn erlebten. Zwei weitere berufliche Wechsel führten die Familie nach Köln und schließlich nach Leipzig. Allein und krank kehrte Lotte im Winter 1944/45 von dort nach Freiburg zurück, wo sie, zuletzt versteckt in einem Kloster, gemeinsam mit ihrem Sohn die letzten Kriegsmonate überdauerte.

## *Unter einem fremden Stern:* Überleben in der Mischehe

Fünf Jahre nach Kriegsende versucht Lotte Paepcke in Worten zu fassen, wie sie die Naziherrschaft erlebt hat und wie es ihr in einer »Mischehe« gelang zu überleben. Die Form, die sie dafür wählt, ist ungewöhnlich: Sie schreibt keine Autobiografie und keinen Zeitzeugenbericht. Stattdessen hebt sie ihre persönlichen Erfahrungen auf eine exemplarische Ebene. Überlegt komponiert sie ihr Werk, verdichtet Erlebtes, spitzt zu und lässt dabei vieles unerwähnt. Sie entscheidet sich für den zeitlichen Rahmen von knapp sieben Jahren, beginnend beim Novemberpogrom 1938. Den Abschluss bildet der Tag ihrer persönlichen Befreiung am Ende des Kriegs. Innerhalb dieses Zeitraums finden wir kaum konkrete Zeitangaben, doch das Geschilderte bringt uns nahe, wie sich die Schraube von Unterdrückung und Gewalt gegen die jüdische Bevölkerung in diesen Jahren immer weiter zudreht.

Das liegt auch am sprachlichen Vermögen der Erzählerin. Ohne Pathos spürt sie eigenen Empfindungen nach und reflektiert sie – anschaulich, präzise und höchst reduziert. Dazwischen immer wieder poetische Passagen, insbesondere wenn Jahreszeiten und Natur zum Spiegel der Ereignisse werden. Eindringlich, psychologisch versiert und gelegentlich ironisch oder sarkastisch zeichnet sie die Menschen in ihrem Umfeld: die Pensionswirtin, die zum Fürchten ist; die schwer einschätzbaren Beamten bei der Meldebehörde;

die Ärztin und den Klostervorsteher, die ohne Aufheben helfen; die Schicksalsgenossinnen bei der Zwangsarbeit in der Fabrik; die Cousine in ihrer verhängnisvollen Mischehe. Andere Familienmitglieder, vor allem ihre Eltern und ihr Bruder, bleiben dagegen unerwähnt. So stellt die Autorin auf verschiedene Weise Distanz her und bleibt dennoch als Augenzeugin immer präsent.

Veröffentlicht werden ihre literarischen Aufzeichnungen 1952 im Verlag der Frankfurter Hefte unter dem Titel *Unter einem fremden Stern*, sie umfassen 122 Seiten. Mit diesem Buch tritt Lotte Paepcke, die schon seit ihrer Jugendzeit regelmäßig schreibt, im Alter von zweiundvierzig Jahren zum ersten Mal als Autorin an die Öffentlichkeit. Sie will ihre Erfahrungen als jüdische Frau in einer Mischehe in der NS-Zeit verarbeiten, aber auch öffentlich machen.

Bereits in den ersten Absätzen dieses Werks wird ihr Gestaltungswille sichtbar. Wir blicken in einer Rückblende in die Zeit vor November 1938, als die junge Familie in Köln lebt, einer der wechselnden beruflichen Stationen von Ernst August Paepcke in der Pharmaindustrie. In der rheinischen Großstadt mit ihrem Laissez-faire fühlt sich Lotte – so lässt es der Text glauben – durchaus heimisch, sie kann sich verhältnismäßig frei bewegen, bleibt als Jüdin unerkannt. Doch das ändert sich mit dem 9. November 1938 schlagartig, und diese Zäsur bringen uns die ersten Passagen ihres Buchs nahe:

Damals, in jenen Jahren in Köln, ging alles noch gut. Das blendend helle Licht über dem Strom schien alle Dunkelheiten der Zeit zu verschlucken. Kühl wehte der Atem aller Weiten über den Wassern, und die Schiffe glitten wie wunderbare Träume des Lebens vorbei. Ich atmete, ich träumte mit ...

Voll Freude am wechselnden Schauspiel der Tage lebte ich unter den Menschen. Wie wiegte es sich weich in den liebenswürdigen Schwindeleien, mit denen die Kölner Gemüsefrauen ihre Kunden und sich selbst belogen! Wieviel Verheißungen brachte jede Stunde: des Handwerkers, dass er morgen komme; des Fischhändlers, dass er den allerschönsten aller Fische für mich heraussuchen werde; des Beamten, dass er die erbetene Sache noch am selben Tag erledigen werde, – Verheißungen, deren Erfüllung weder der Versprechende noch man selbst jemals erwartete. Im stillen Einvernehmen, dass das Menschliche allzu menschlich ist, verzieh man einander, dass man sich nicht ganz ernstnahm. Wer dort lebte, am Rhein, bei den kreisenden Wellen, unter der wechselnden Bläue des Himmels, war eingereiht in das Spiel der Menschen mit den schweren Dingen, war Freund unter Freunden und allem Lebendigen zugetan.

Dann wurden die Synagogen zerstört. Jüdische Männer kamen in die Konzentrationslager, jüdische Familien wurden abtransportiert. [...] Das Spiel war aus.<sup>22</sup>

Mit diesem Auftakt ist der Ton gesetzt: Nur kurz dürfen wir beim poetischen Blick auf den Rhein verweilen und uns an der mit Augenzwinkern gezeichneten rheinischen Lebensart erfreuen. Dann genügen zwei kurze Sätze, um den Tag des Pogroms am 9./10. November 1938 in Erinnerung zu rufen: als organisierte Schlägertrupps jüdische Geschäfte, Gotteshäuser und andere Einrichtungen zerschlugen und in Brand setzten. Tausende Jüdinnen und Juden misshandelt, verhaftet oder getötet wurden. Die Reichspogromnacht – lange Zeit »Reichskristallnacht« genannt – war das offizielle Kommando zum größten Völkermord in der Geschichte. Für



Nach der »Reichskristallnacht« am 9./10. November 1938 in Berlin.  
Foto: akg images

jeden war nun sichtbar, dass Antisemitismus und Rassismus bis hin zum Mord in Deutschland Staatsdoktrin geworden waren. Die Dynamik der Verfolgung steigerte sich über die Jahre der Diktatur mit jeder neuen antijüdischen Maßnahme, bis fast die gesamte jüdische Bevölkerung aus Deutschland in die Flucht getrieben oder abtransportiert und getötet war.

Lotte Paepcke konnte 1952 sicher sein, dass der Großteil ihrer Leserschaft in Nachkriegsdeutschland diesen 9. November noch genau vor Augen hatte. Nur knapp vierzehn Jahre waren seither vergangen. Doch ihr war auch klar, dass die wenigsten Leserinnen und Leser wussten, wie sich die Jahre des NS-Rassenwahns für die Verfolgten anfühlten. Es war ja kaum noch jemand da, der davon berichten konnte: Die dem Morden entgangen waren, waren zumeist nicht bereit, aus ihren Exilländern nach Deutschland zurückzukehren. Lotte Paepcke gehörte zu den wenigen, die nicht emigriert waren und all die Jahre in Deutschland verbracht hatten. Sie hatte ausreichend Gelegenheit, sich während des Naziregimes ein Bild vom Verhalten der »arischen Volksgemeinschaft« – so der Sprachgebrauch bis 1945 – zu machen. Sie wusste: In diesen Jahren hatten die meisten weggeschaut, sofern sie nicht aktiv bei den Verbrechen gegen die Juden beteiligt waren. Viele hatten auch von der Vertreibung und Beraubung der jüdischen Bevölkerung profitiert. Nun war der Krieg vorbei und verloren, aber jetzt wollten sie wieder nicht hinschauen, sich nicht erinnern oder nicht so genau wissen, was damals passiert war. Stattdessen ging der Blick nur nach vorn. Wer wollte schon an den Holocaust erinnert werden, dieses dunkelste Kapitel der Nazizeit, das mit Scham belegt war. Jeder war mit sich selbst beschäftigt. Schließlich war es für die meisten auch nicht leicht gewesen, sie wurden ausgebombt, hatten Familienmitglieder im Krieg verloren oder ihre Heimat verlassen müssen. Jetzt wollte



man vorankommen, wieder aufbauen, Anteil am Wohlstand haben.

Lotte Paepcke war eine genaue Beobachterin, sie kannte diese Haltung, denn sie war ja auch nach dem Krieg in Deutschland geblieben. Sie hat viele Gespräche und Reaktionen solcher Art erlebt und darunter gelitten. Intensiv hat sie sich mit der heillos missglückten Art und Weise auseinandergesetzt, wie die nicht jüdischen Deutschen nach dem Krieg auf die Begegnung mit überlebenden jüdischen Mitbürgern reagierten, wie sie die Gräueltaten der Nazis mit dem eigenen erlittenen Leid verglichen und damit kleinredeten. Wie sie eigene Schuld ausblendeten. An diese deutschen Mitbürgerinnen und Mitbürger, die vor Kurzem noch mehrheitlich ihre Verfolger gewesen waren, richtet sie ihren literarischen Erstling *Unter einem fremden Stern*. Für ihre Nachkriegserfahrungen wählte Lotte Paepcke ein anderes Genre: vor allem Beiträge für Zeitschriften und das Radio, wovon noch die Rede sein wird.

Das Überleben in der Mischehe im NS-Staat ist jedenfalls das zentrale Thema dieser ersten Publikation von Lotte Paepcke. Davon möchte sie ihren Leserinnen und Lesern erzählen. Der Buchtitel *Unter einem fremden Stern* wurde in einer späteren Ausgabe vorübergehend geändert in: *Ich wurde vergessen. Bericht einer Jüdin, die das Dritte Reich überlebte*.<sup>23</sup> Das mag eine Verlagsentscheidung gewesen sein, ein bloßer »Bericht« ist dieses Buch jedenfalls nicht. »Ich wurde vergessen« weist auf das gemeinschaftliche Los der brutalen Ermordung hin, das den Juden unter Hitler zugeacht war. Und auf das spezielle Schicksal der Autorin, die in ihrer Ehe mit dem protestantischen Mann das Nazi-regime überleben konnte. Dabei stand ihr Leben gegen Kriegsende trotzdem auf der Kippe, denn die Mischehe bot spätestens ab Ende 1944 keinen Schutz mehr. Ohne die

Flucht in die Illegalität und ohne einige loyale Freundinnen und Freunde und hilfsbereite Fremde, die das Risiko auf sich nahmen, einer Jüdin zu helfen und sie zu verstecken, hätte sie nicht überlebt.

### Was heißt hier privilegiert?

Lotte und Ernst August Paepcke hatten sich also entschlossen, in Deutschland dem ungewissen Schicksal entgegenzusehen. Immerhin war Ernst August Paepcke in Freiburg in der pharmazeutischen Industrie in Lohn und Brot. Die badische Stadt schien zu der Zeit als Wohnort wohl noch verhältnismäßig sicher, hier waren die jüdischen Bürger – etwa ein Prozent der Bevölkerung im Jahr 1933 – gut integriert.<sup>24</sup> Das zeigt auch die vergleichsweise hohe Zahl an Mischehen in Freiburg im selben Jahr von insgesamt 144. Im Frühjahr 1935 kam Peter zur Welt, der erste Sohn der Paepckes.

Jüdisch-christliche Mischehen waren in Deutschland vor 1933 nicht unüblich.<sup>25</sup> Anfang der 1930er-Jahre lebten etwa 35 000 Mitglieder jüdischer Gemeinden in Mischehen im Deutschen Reich, überwiegend Paare mit jüdischen Ehemännern. Der Status der jüdisch-christlichen Mischehe änderte sich grundlegend, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen und der schon länger gärende antisemitische Rassenwahn legalisiert wurde. Jetzt wurden die Juden von Staats wegen als Rasse definiert und zu Menschen mindernden Rechts gemacht. Das besiegelten die im September 1935 erlassenen Nürnberger Gesetze. Sie beendeten die seit 1871 geltende Gleichstellung jüdischer Mitmenschen im Deutschen Reich. Eines dieser Nürnberger Gesetze war das sogenannte »Blutschutzgesetz«, das die Ehe sowie den außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und »Ariern«

(»Deutschblütigen«) verbot. Verstöße gegen dieses Gesetz galten als »Rassenschande« und wurden mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft.

Nicht von dem Gesetz betroffen waren jüdisch-christliche Ehen, die bereits vor September 1935 geschlossen worden waren. Das hatte taktische Gründe – die »arischen« Familienmitglieder sollten nicht beunruhigt werden. So blieben Lotte und Ernst August Paepcke mit ihrem kleinen Sohn bis 1938 in Freiburg wohl von größerem Unheil verschont. Natürlich nahm der Antisemitismus, der vom Staat verordnet wurde, in Freiburg in diesen Jahren ebenfalls zu und wurde für die jüdische Bevölkerung höchst bedrohlich. Was ab 1933 mit ihren Eltern, insbesondere mit ihrem Vater passierte, beschrieb Lotte Paepcke aber erst viel später in *Ein kleiner Händler, der mein Vater war*. Ihr Erstling *Unter einem fremden Stern*, der erst 1938 einsetzt, blendet diese frühen Jahre ganz aus.

Jedenfalls waren die jüdischen Partnerinnen oder Partner in Mischehen zunächst vor der direkten Bedrohung geschützt. Die seit 1938 hochgedrehte Spirale antijüdischer Maßnahmen traf aber auch diese Paare. Dazu gehörte die Einführung einer eigenen Kennkarte für jüdisch definierte Menschen. Dieser Pass trug einen fünf Zentimeter großen roten J-Stempel und hinter dem Vornamen einen Namenszusatz – »Sara« bei Frauen, »Israel« bei Männern. Damit wurden auch Menschen jüdischer Herkunft öffentlich stigmatisiert, die christlich getauft oder religionslos waren. Die jüdische Kennkarte wurde ab 1. Januar 1939 obligatorisch und musste bei jedem Behördengang unverlangt vorgezeigt werden.

Gleichzeitig hatte sich die NSDAP ein perfides System ausgedacht, wer bis zu welchem Grad als jüdisch gelten sollte. Es hatte nichts damit zu tun, ob die Menschen



Kennkarte Lotte Paepcke.

Foto: Stadtarchiv Freiburg, K 1/83 M 7093-303

jüdischen Gemeinden angehörten, ob sie sich mit dem Judentum identifizierten oder überhaupt religiös waren. Es zählte allein die Herkunft, die Gesetze waren rein biologisch-rassistisch angelegt. Die Absicht hinter der Einstufung in »Voll-«, »Halb-« und »Vierteljuden« war, das vorgeblich wertvolle »deutsche Blut« vom rassevergifteten »jüdischen Blut« reinzuhalten. Der kleine Sohn der Paepckes war wie sein Vater protestantisch getauft, wurde aber in der Logik des Rassengesetzes automatisch zum »Mischling ersten Grades« beziehungsweise »Halbjuden«. Victor Klemperer, dessen Tagebücher ab Mitte der 1990er-Jahre veröffentlicht wurden und große Aufmerksamkeit erreichten, war schon früh zum Protestantismus konvertiert, wurde aber als sogenannter »Geltungsjude« rechtlich den »Volljuden« gleichgestellt. Er und seine nicht jüdische Frau überlebten



unter sehr schwierigen Bedingungen. Sogenannte »Vierteljuden«, also Menschen mit einem jüdischen Großelternteil, erlebten vergleichsweise milde, dennoch massive Sanktionen, vor allem Bildungs- und Berufsbeschränkungen.

Kurz nach dem Novemberpogrom von 1938 wurden die Mischehen in verschiedene gesetzlich verankerte Kategorien eingestuft: War der Ehemann jüdisch, wie in der Mischehe von Victor Klemperer, oder wurden die gemeinsamen Kinder jüdisch erzogen, war die Ehe »nichtprivilegiert«. Diese Zuordnung hatte für die betroffenen Ehen in den folgenden Jahren schwerwiegende Folgen. Im Vergleich dazu hatten die »privilegierten Mischehen« große Vorteile. Voraussetzung war, dass der Ehemann »Arier« und die Ehefrau jüdisch war. Wenn es Kinder gab, mussten sie christlich beziehungsweise nicht religiös erzogen werden. In diese Kategorie fielen Ernst August und Lotte Paepcke. Die »privilegierten« deutsch-jüdischen Ehepaare durften zum Beispiel in ihren Wohnungen bleiben und wurden nicht in Gettos verbracht, die Versorgung mit Lebensmitteln war leichter, sie wurden nicht enteignet und waren lange nicht von Deportationen bedroht. Als den Juden ab 19. September 1941 das Tragen des Judensterns befohlen wurde, war die jüdische Frau in der »privilegierten Mischehe« von dieser entwürdigenden Maßnahme ausgenommen. So konnte sie sich unerkannt bewegen und weiterhin in vielen Geschäften einkaufen, sofern sie dort nicht als Jüdin erkannt und zurückgewiesen wurde.

### **»Das Kleid der Ausgesondertheit«: stigmatisiert und sozial isoliert**

Auch wenn die Mischehe der jüdischen Partnerin oder dem Partner das Überleben sichern konnte: Die zwölf langen Jahre des »Tausendjährigen Reichs« bedeuteten für die Eheleute eine Vielzahl von Demütigungen und Anfeindungen, gegen Ende auch unmittelbare Gefahr für Leib und Leben für die jüdischen Partner und teilweise ebenso für die »deutschblütigen« Ehepartner. All das vermittelt *Unter einem fremden Stern* in eindringlichen Schilderungen und Bildern. Die Autorin führt ihre Leserschaft schrittweise in ihre Ausnahmesituation im NS-Regime ein. Zunächst werden wir mitgenommen ins sächsische Leipzig, wo Ernst August Paepcke – nach Bielefeld und Köln – eine neue Stelle antritt. Es sind die letzten Kriegsjahre, die Alliierten bombardieren längst deutsche Städte. Der erneute berufliche Wechsel birgt mit der obligatorischen Ummeldung bei den Behörden wieder Gefahren. Der kleine Sohn ist vorübergehend in Lottes süddeutscher Heimat untergebracht, doch das muss verschwiegen werden, denn »kinderlose Mischehen waren schlechter gestellt« (21). Verschweigen wird Lotte bei der Anmeldung in der Pension auch, dass sie Jüdin ist, »denn dem Gesetz nach durfte kein Hotel, keine Pension mich aufnehmen« (28). Sie verbirgt vor der Wirtin ihren Zwangsvornamen Sara, was gefährlich ist und bei Entdeckung zu Haft und Konzentrationslager führen kann. Also bleibt die junge Frau tagsüber allein in dem angemieteten Zimmer, einzig bemüht, unauffällig zu bleiben. Erst am Abend kommt ihr Mann wieder von der Arbeit zurück. Sie lebt in ständiger Angst vor Entlarvung, die langen Tage im Pensionszimmer sind schwer zu ertragen: »Ihre Stunden waren wie drohende Masken, und in ihrer Stille steckte lauernd der Feind« (20).

Die Angst frisst sich in ihr Leben, alles kann schließlich die Inhaftierung ankündigen: Vorladungen und Behördengänge, aber auch Schritte im Haus oder das Klingeln des Postboten. Hinzu kommt die entwürdigende Erfahrung, von den anderen als minderwertig, aussätzig, als »unvermeidliches Unkraut, eine Schande für die Volksgemeinschaft« betrachtet zu werden (22):

Mehr noch als fremde Verachtung ächtet es, den eigenen Stolz mit eigenen Händen erwürgen zu müssen! Wie demütig dankbar sammelt man freundliche Blicke, welche Erleichterung des Lebens, wenn die arische Rasse das fremde Blut nicht ahnt! (23)

Das Gefühl, von allen ausgegrenzt und sich selbst immer fremder zu werden, ergreift Besitz von ihr. Das »Kleid der Ausgesondertheit« wird ihr zur zweiten Haut, und die beklemmende Erkenntnis steigt auf, es nie wieder loszuwerden: »Immer besser lernte ich in jenen Jahren, dies Kleid zu tragen, bis es mir wie auf den Leib geschnitten zu sein schien; und langsam merkte ich, dass ich es nie mehr würde ablegen können (30).

Wir erfahren auch, was die soziale Ächtung für den Ehemann bedeutet, wenn wir lesen, dass immer mehr Freunde und Bekannte den Kontakt zu ihm abbrechen. In der Unsprache der Nazis war Ernst August Papecke ein »jüdisch Versippter«. Hätte der Literaturhistoriker nicht in der Industrie eine Stelle gefunden, sondern wäre als Staatsbeamter oder Verlagsmitarbeiter tätig gewesen, wäre er längst entlassen worden. Doch so kann er die Existenz der Familie sichern und sein berufliches Umfeld erhalten. Aber privat folgt eine Enttäuschung auf die andere: »Kleine Briefe kamen mit der Post, und sie lauteten alle ähnlich:

»Leider können wir Sie nicht mehr bei uns sehen, der besonderen Umstände wegen, unter denen Sie leben«, so schrieb ein Universitätsprofessor an Ernst« (30). Hinzu kommt, dass er täglich Hasstiraden gegen Juden im Radio, in der Zeitung, auf Anschlägen überall in der Stadt hört und liest. So wird auch die Ehre seiner jüdischen Frau mit Füßen getreten. Das ist schwer zu ertragen, denn die gesellschaftliche Anerkennung der Ehepartnerin ist für das eigene Selbstwertgefühl durchaus wichtig, analysiert die Autorin:

Ein Mann will seine Frau geachtet wissen. Ihre Anerkennung durch die Umwelt bestätigt ihn selbst. Vor aller Menschen Angesicht ist die Erwählte ein leibhaftiges Ja zu seinem Dasein. Sie ist die Liebe, ist die Achtung, und alle wissen nun: er ist wert. Der Mann einer jüdischen Frau aber war mit ihr verfeimt. (32)

Diese Schmach muss er aushalten, »denn auf dem Fußbreit Boden, den er hielt, stand sein und seiner Familie Leben« (31). So stemmt er sich Tag für Tag gegen das geltende staatliche Gesetz, holt seine jüdische Frau »aus dem Schmutz« und erschafft für sie beide ein eigenes Recht, das stark genug ist, »das Sagen und Schreiben der andern zu Unrecht zu machen« (32). Die Aufgabe seiner Frau wiederum ist es, die soziale Ächtung, die er erleidet, wiedergutzumachen. Sie muss ihm Bestätigung, Zuwendung, Nähe geben. Auch dieser Part, das ahnt man, ist für die selbst in weit größerem Maße geschmähte und ausgegrenzte jüdische Frau nicht immer leicht. Zumal ihre soziale Isolierung mit jeder neuen antijüdischen Maßnahme weiter voranschreitet und sie in immer größere Abhängigkeit von ihrem Mann gerät. Ab 1938 war den Juden der Zutritt zu Restaurants, Hotels, Geschäften, aber auch ins Theater, Konzert und Museum verboten. Je nach antisemiti-

scher Einstellung der jeweiligen Besitzer oder Betreiber auch schon früher. Öffentliche Verkehrsmittel waren – regional unterschiedlich – nur eingeschränkt benutzbar oder gänzlich verboten. Durch Willkürmaßnahmen örtlicher Behörden konnte es jederzeit passieren, dass die Mischehe-Privilegien ignoriert wurden. Aus all diesen Gründen zogen sich jüdische Frauen in Mischehen zunehmend aus dem öffentlichen Leben zurück. Lotte Paepcke formuliert es so: Die jüdische Frau »war ein Wesen, das nicht sein sollte«:

Auch nicht der letzte Platz unter den Menschen sollte ihr gehören: sie besaß keinen Ort mehr. Die Welt der andern war entrückt, es gab keinen Zugang mehr zu ihr. Kein Laut drang von dort mehr zu der Einsamen, und ihre Stimme wurde dort nicht mehr gehört. In verschlossenen Sälen rauschten die Konzerte der andern, in versperrten Theatern rollten ihre Dramen ab. Sie tranken ihren Kaffee hinter den großen Glasfenstern der Restaurants, auf denen stand: »Juden der Zutritt verboten«. Und die Frau sah den beweglichen Rücken des Nachmittagsgeigers sich geschmeidig biegen zu seinem unhörbaren Spiel. Kleider und Schmuck glänzten in unzugänglichen Läden, und die Affen in dem für Juden verbotenen Zoo traten nur für die zugelassenen Besucher auf. (32–33)

### Sympathisch sein um jeden Preis

Nach dem Umzug in eine eigene Wohnung lässt sich der Mischehe-Status nicht mehr verbergen. Bevor der zuständige Blockleiter die Nachricht im neuen Wohngebiet verbreiten kann, bemüht sich Lotte noch sehr darum, keinerlei »Anstoß und Auffallen« zu erregen.

Ich putzte mit höchster Beflissenheit Treppen und Gänge wieder rein und grüßte alle die fremden Leute in freundlicher, sympathieheischender Weise. Da war er wieder über mir, der Fluch, der auf allen Verfolgten lastete: um Wohlwollen betteln zu müssen. [...] Die Waffe des ausgestoßenen Menschen war, sympathisch zu sein um jeden Preis, – auch um den Preis der Achtung vor sich selbst. (43–44)

Mit dem unmittelbaren Wohnungsnachbarn, einem Bankbeamten mit Frau, hat das Paar Glück, er ist ein mutiger Gegner des Naziregimes und steht ihnen bei. Seine Hitler-treue Frau, ansonsten gutmütig, hält er in Schach. Die übrigen Hausbewohner reagieren dagegen reserviert: Sie beobachten »mit verstohlener Neugier diese Jüdin, diese im Geheimen Andersfarbige, die da die Treppe kehrte, Einkäufe machte und müde war wie alle Hausfrauen« (47). Was Lotte erst später erfährt, ist ihre Bespitzelung im Auftrag der Polizei: »Die Freundschaftsdame, die den Spitzeldienst übernahm, hatte Weisung, darauf zu achten, ob die Jüdin sich anständig benehme, ob sie bei den Nachbarn keinen Anstoß erzeuge und mit wem sie verkehre« (44–45).

Die nächste Herausforderung ist, den kleinen Sohn, der endlich wieder bei ihnen leben kann, bei der Volksschule anzumelden. Der Direktor ist Nazi und Ordensträger, kann die Aufnahme des »Mischlings« aber nicht verhindern. Laut Gesetz wären dem kleinen Peter nur weiterführende Schulen versperrt gewesen. Fortan wird er »in deutsche Zucht« genommen (47). Das resultiert in eine der wohl bittersten Erfahrungen, die Lotte als Mutter machen muss:

Und Peter lernte, dass der Führer keine Nacht mehr schlief aus Sorge um das Volk, und dass man die Juden schlagen muss, wo man sie trifft. Dies riet er uns auch eines Abends

beim Abendessen. Das Blut stieg mir zu Kopf über die Ungeheuerlichkeit des Augenblicks, und weil ich ihm jetzt nicht sagen konnte: »Hier vor dir sitzt so ein Jude. Deine Mutter ist es!« Aber das Kind war damals noch so kindlich und naiv und redete so offenherzig über alles, was es wusste, dass wir es nicht wagten, ihm die Wahrheit zu sagen. [...] Eine schwere Scham erfüllte mich. (47–48)

Diese Scham muss Lotte ertragen, auch wenn sie vor dem Kind und vor aller Welt am liebsten reinen Tisch gemacht hätte. Aber sie weiß, dass sie damit ihr Leben aufs Spiel setzt. Und so bleibt ihr nichts übrig, als die Unwahrhaftigkeit und die geheuchelte Freundlichkeit, die das Leben wie ein Geschwür oder ein Bazillus krank machen und die Beziehung zum eigenen Kind vergiften, weiter zu ertragen.

### Requiescant in pace

Die Mischehe war im Nationalsozialismus enormen Belastungen unterworfen, ihr Gelingen gegen alle Widerstände eine große Anstrengung. Jede antijüdische Maßnahme verschärfte die soziale Isolation und Ächtung auch der Mischehen-Paare. Viele dieser Ehen hielten dem Druck nicht stand, es kam zu Selbstmorden, oft auch aus Rücksichtnahme, wenn der jüdische Partner die Familie vor den Belastungen einer Mischehe schützen wollte. Eine große Zahl an Ehen wurde geschieden, was für die jüdischen Partnerinnen oder Partner das Todesurteil bedeuten konnte.

Lotte Paepckes *Unter einem fremden Stern* erinnert nicht ausschließlich an das eigene Schicksal. Zwei weitere Fälle von Mischehen stellt sie uns vor Augen, beide ebenfalls mit »arischem« Ehemann. Die erste verläuft vergleichsweise

glimpflich: Da wird der Mann, von der Autorin als Abenteuerer und Raubritter in Uniform charakterisiert, aufgrund der Ehe beruflich degradiert, verliert die Selbstachtung und – pikantes Detail – die Manneskraft, schreckt jedoch mit Rücksicht auf die Kinder vor der vom Regime erwünschten Konsequenz zurück: Es kommt »zu keiner Scheidung, aber als das Schiff glücklich in die Zeit wiederhergestellter Ruhe hinübergerettet war, hatte es doch lebenslänglich Schaden genommen« (39). Trotz »guten Endes« macht uns die Autorin darauf aufmerksam, dass das Ende der Nazierrschaft nicht zwangsläufig bedeutete, dass danach alles wieder gut war; diese bittere Erkenntnis gilt auch für sie selbst, wie wir noch sehen werden.

Die zweite Mischehe, von der wir erfahren, nimmt ein furchtbares Ende. Was die Autorin hier über viele Buchseiten schildert, geht unmittelbar ans Herz. Umso mehr, als Lotte Paepcke hier von ihrer »einzigen Freundin« berichtet, Lilli Jahn, ihrer Cousine (die eigentlich die Cousine ihrer Mutter Olga war). Lilli und Lotte verbanden nicht nur die akademische Bildung, ihr Interesse an Kultur, Literatur und Musik, sondern auch die gemeinsame Erfahrung der Ehe mit einem Nichtjuden. Lilli war zehn Jahre älter als Lotte, Ärztin und seit 1926 mit Ernst Jahn verheiratet, einem protestantischen Arzt. Sie hatten fünf Kinder, alle waren evangelisch getauft. In ihrem Buch beschreibt Lotte Paepcke das ungleiche Paar Lilli und Ernst ausführlich: sie als eine lebensfrohe, warmherzige, tüchtige Frau mit unversiegbarer und »einführender Liebe« zu ihrem Mann. Er dagegen ist »in unaufhörlicher innerer Spannung um Klärung und Ordnung geistiger Wirrsal bemüht, ohne ihrer wirklich Herr werden zu können« (67). Das Paar erlebt, wie alle Mischehen, nach 1933 eine zunehmende Isolierung: Freunde wenden sich ab, zuletzt verabschiedet sich auch der Pfarrer. Lilli darf ihren Beruf nicht

mehr ausüben, die Situation in dem kleinen Dorf, in dem die Arztfamilie lebt, ist bedrückend, Lilli verlässt kaum noch das Haus. In diesem Fall hält der Mann dem sozialen Druck und der Ächtung nicht stand. Da gibt es eine junge Aushilfsärztin, die dem überlasteten Arzt zur Hand geht, ihn auch ins Theater und Konzert begleitet und ihm damit den Weg zurück in die Gesellschaft ermöglicht. Sie wird zur Geliebten, dann zur neuen Ehefrau: »so tat der Doktor Schritt um Schritt, bis er aus seiner Ehe herausgetreten und in eine neue, vom Staat anerkannte, von der Öffentlichkeit gebilligte und allen Vorschriften entsprechende Ehe eingetreten war« (71). Lilli muss mit den Kindern aus dem Haus ausziehen und bezieht eine Stadtwohnung, wird wegen einer Formsache denunziert und von der Gestapo einbestellt. Schließlich wird sie verhaftet, kommt in ein Arbeitserziehungslager und muss unter elenden Bedingungen viele Monate arbeiten. Die Kinder können nur noch brieflich Kontakt halten, Besuche sind nicht erlaubt. Nur ein einziges Mal wird die älteste Tochter für wenige Minuten zu der durch die Haftbedingungen gezeichneten Mutter gelassen.

Der größte Teil des sehr umfangreichen, herzzerreißenden Briefwechsels zwischen den Kindern und ihrer Mutter ist in dem Buch *»Mein verwundetes Herz«. Das Leben der Lilli Jahn 1900–1944* nachzulesen, das 2002 erschien.<sup>26</sup> Die Briefe sind von Martin Doerry, dem Herausgeber (und zugleich Enkel Lillis), durch sorgfältige Recherchen, Erinnerungen der Familie und weitere Dokumente ergänzt worden und stellen ein erschütterndes Zeitbild dar, das in viele Sprachen übersetzt wurde.

Lilli kehrt nicht mehr zu ihren Kindern zurück. Im März 1944 wird sie nach Auschwitz transportiert, im Juni kommt von dort die Nachricht ihres Todes. So heißt es in *Unter einem fremden Stern*:

Lange noch warteten sie bang und geduldig, die vier Mädchen und der Sohn. Denn die Mutter hatte für das Vergehen, sich nicht als »Sara« eingetragen zu haben, sechs Monate Gefängnis bekommen, und danach durften sie auf ein Wiedersehen hoffen. Aber als die Zeit um war, war es mit der Hoffnung vorbei. Denn Lilli wurde abtransportiert in das Konzentrationslager Auschwitz, und es kam von ihr niemals mehr eine Kunde. Auch ihre Asche kam nicht. Denn es wurde den Kindern auf ihre Bitte geantwortet, dass Asche von Juden nicht herausgegeben werde. (72)

Die Schilderungen der Autorin sind auch hier, angesichts der engen Freundschaft der beiden Frauen bemerkenswert, lakonisch und nüchtern. Lotte Paepcke selbst stand in brieflichem Kontakt zu Lilli, einige dieser Briefe sind im Buch *»Mein verwundetes Herz«* nachzulesen. Lotte erfuhr wohl, wie Martin Doerry vermutet, als Erste von der einseitigen Entfremdung in Lillis Ehe, und sie war ihr vor der Inhaftierung eine wichtige Stütze.<sup>27</sup> In ihrem Buch bemüht sich Lotte Paepcke, die spezifischen Umstände und die Dynamik dieser katastrophalen Entwicklung nachzuvollziehen und die charakterlichen Eigenheiten des Ehemanns zu zeichnen, statt ihn kurz und knapp zu verurteilen. Auch hier beweist die Autorin psychologisches Gespür und die Fähigkeit zur Distanzierung. Und so lernen wir aus ihren Schilderungen von Mischehe-Schicksalen nach 1933 – inklusive ihres eigenen –, dass hinter diesem bewusst nivellierenden Begriff individuell höchst unterschiedlich erlebte und erlittene Schicksale stehen. Verallgemeinerungen lassen sich auf der zwischenmenschlichen Ebene nicht treffen. Immer ist es individuelles Schicksal, individuelle Schuld. Davon war die Autorin überzeugt. Ebenso differenziert und immer auf den

individuellen Menschen bezogen betrachtete sie auch die deutsche Nachkriegsgesellschaft und das Thema der Wiedergutmachung, wie wir sehen werden.

Ihrer Trauer um die Freundin und alle, die Opfer des Holocaust waren, gab Lotte Paepcke dann noch in einer abschließenden Passage Raum. Sie ist äußerst verknappt, die Brutalität und Entmenslichung der Massentötungen klingen nur an:

Man schreibt es sonst in schön geschwungener Schrift auf sorgsam aufgestellte Grabsteine. Doch hier weiß man nicht, womit und wohin man es schreiben soll. So stehe es hier für Lilli und für alle die vielen Tausende, die keine Stätte bekamen für ihren Tod: das »Requiescant in pace« [ruhet in Frieden]. (72)

Lotte Paepcke gibt in ihrem Werk sonst nur wenig über ermordete Familienmitglieder preis. Neben Lilli ist es nur ihre Großmutter Helene Nördlinger in Stuttgart, die sie liebevoll und mit viel Respekt porträtiert. Nach der Vertreibung all ihrer Kinder und Enkel ins Exil lebte diese nach mehreren Zwangsumzügen in einem beengten Gettohaus. Im Oktober 1941 wurde den Juden in Deutschland die Ausreise verboten, schon im Jahr davor begann in Südwestdeutschland die Deportation der jüdischen Bevölkerung in das französische Lager Gurs. Im Herbst 1941 starteten dann die systematischen Deportationen in die Massenvernichtungslager. Vor ihrem eigenen Abtransport schrieb Großmutter Helene noch einmal an Lotte, »die einzige ihrer Familie, die noch lebend in Deutschland war« (44). Sie wollte sich von ihr gerne persönlich verabschieden, das ließ sich aus dem Brief herauslesen. Doch die Enkelin wagte es nicht, von Leipzig aus einen Abschiedsbesuch zu unternehmen. Bahnfahrten ohne

Sondergenehmigung waren ihr verboten, mit ihrer jüdischen Kennkarte wäre sie nicht weit gekommen, und ihr Mann fürchtete um ihr Leben. Sie war machtlos und fühlte sich dennoch schuldig.

Die alte Großmama verstand den neuen Tod nicht. Sie ging ihm ahnungslos entgegen. Ich hätte sie lehren müssen, wie man heutzutage stirbt, aber ich hatte die Kraft nicht, diesen Abschied zu bestehen. Ich war zu schwach, das anzunehmen, was die Menschen schicken. Und so ließ ich sie gehen und habe sie nie mehr gesehen. (48)

### **Zwangsarbeit in Leipzig und Flucht nach Freiburg**

Bis März 1943 waren die Deportationen in den Osten abgeschlossen, jetzt gerieten auch die Juden, die in Mischehen lebten, kollektiv ins Visier. Nachdem zuvor überwiegend die jüdischen Männer zu Zwangsarbeit herangezogen und teilweise auch deportiert worden waren, betraf es jetzt die jüdischen Frauen in den privilegierten Mischehen. Lotte Paepcke wurde im November 1943 zur Zwangsarbeit in einer der vielen Pelzfabriken im Viertel Leipziger Brühl verpflichtet.<sup>28</sup> Sie arbeitet in einer rein jüdischen Abteilung, sämtliche Frauen wie auch der jüdische Abteilungsleiter sind Mischehepartner. Ihr Arbeitsort ist eine der vielen Pelzfabriken, die im Leipziger Brühl ihren Sitz haben: Leipzig war neben London und New York über Jahrhunderte die weltweit führende Hochburg des Pelzhandels – erst der Krieg machte dem ein Ende. Die Autorin zeichnet dieses alte Pelzhandelszentrum, seine Straßenzüge mit den Speichern und Kellergewölben der Handelshäuser und den Innenhöfen, in denen

sich überall »die Felle aus Kanada und Alaska, aus Rußland und Tibet« türmen (64), so lebendig und poetisch, dass man die Gerüche und Geräusche dieser versunkenen Welt zu erleben glaubt. Und sie schildert das Leipziger Brühl als einen Bereich, in dem »Antisemitismus kaum zu finden« war (65). Denn hier seien bis vor Kurzem überwiegend jüdische Kaufleute, Kürschner, Mitarbeiter tätig gewesen, deren Platz ihre Nachfolger geflissentlich hielten, »bis zu ihrer erwarteten Rückkehr«. Die »Gesten und Bewegungen der vormaligen jüdischen Eigentümer« hätten sich so auf alle übertragen, »dass noch jetzt ihre Ebenbilder zu sehen waren, nachdem die Vorbilder schon längst in alle Winde zerstreut oder tot waren« (65). In dieser gespenstischen Atmosphäre schufte die jüdische Abteilung um ihr Leben.

Die Frauen sortieren Felle und schneiden sie auseinander, dabei erzählen sie sich von ihren Nöten. Die wohlthuende menschliche Gemeinschaft, die Lotte hier erlebt, ist nicht nur eine Schicksalsgemeinschaft. Sie fußt auch – so schreibt sie – auf dem »Familienvorband«, den Juden in der Diaspora fast immer bildeten. »Die jahrtausendealte Not ist ihre gemeinsame Ahne, und sie lassen einander nicht im Stich« (61). Der Arbeitseinsatz geht auch nach der Bombardierung im ausgebrannten Firmengebäude weiter, jetzt muss die Abteilung schweren Schutt schaufeln. Es ist mitten im Winter, und Kälte, Wind, Hunger, Angst und die schwere Arbeit setzen ihnen zu. Aber sie wissen, dass sie sich hier halten müssen, um zu überleben.

Das eigene Zuhause der Paepckes wird durch die Bombardierung ebenfalls aufgerissen und schwer beschädigt, der Schnee weht herein und legt sich auf die zertrümmerten Möbel, die Fensterhöhlen müssen mühsam mit Kartons abgedichtet werden, der Ofen ist zerstört. Der kleine Sohn ist längst wieder in der badischen Heimat in Sicherheit

gebracht. In den Nächten sitzt das Paar jetzt bei Luftalarm lange Stunden im Keller – nicht im Luftschutzbunker, zu dem Juden keinen Zutritt haben, sondern im Kohlenkeller. Noch im Winter erkrankt Lotte schwer, erst an einer Lungenentzündung, dann an einer langwierigen Herzmuskelentzündung. Durch den Beistand eines nicht jüdischen Arztes, der sich über die Bestimmungen hinwegsetzt, wird sie behandelt. Eine ebenfalls nicht jüdische Ärztin stellt ihr ein Attest fürs Arbeitsamt aus, damit sie Leipzig in Richtung alte Heimat verlassen kann. Dort hofft sie Ruhe und Pflege zu finden. Es ist eine Flucht in die Illegalität, die Gestapo wird nicht informiert. Die Bahnfahrt, bei der Lotte und ihr Mann durch Zufall im Sonderabteil eines gesprächigen und ahnungslosen Kriminalbeamten zu sitzen kommen, gerät zum unfreiwilligen Husarenstück:

Wir sollten uns nicht ängstigen, meinte er fürsorglich, wenn er vielleicht einige Personen als Verhaftete mit zurückbrächte, weil sie keine Ausweise hätten oder sonst etwas nicht in Ordnung sei. Sie würden bei der nächsten Station ausgeladen. Wir beruhigten ihn, das mache uns nichts aus ... Es war selbstverständlich, dass er nicht so unhöflich war, uns zu kontrollieren. (82–83)

In Leipzig steht bald darauf tatsächlich die Gestapo vor der Tür, um Lotte abzuholen, aber vergeblich. Die Nachbarn halten dicht, sie verraten ihren neuen Aufenthaltsort nicht (47). Auch nicht, als Ernst Paepcke als »jüdisch Versippter« zu einem Sonderkommando der Organisation Todt abgeholt werden soll (47). Der Krieg geht in die letzte Runde, jeder wird für den »Endsieg« oder zumindest für die Landesverteidigung mobilisiert. Die letzte Repressionsschraube: Ab 1944 werden auch die »arischen« Mischehepartner zu geschlosse-



nen Arbeitseinsätzen herangezogen, zusammen mit »Wehrunwürdigen«, »jüdischen Mischlingen ersten Grades« sowie »Zigeunern«. Da helfen auch die Eingaben der Firmen nicht mehr, die sich gegen den Verlust der qualifizierten Arbeitskräfte lange wehren.

Die Zugfahrt endet glücklich in Freiburg. Dort angekommen und wieder allein, weil ihr Mann zurück nach Leipzig fahren muss, taucht Lotte zunächst in Wohnungen von Freunden unter, die wegen der erwarteten Bombenangriffe aus der Stadt geflohen sind. Doch sie ist weiterhin sehr krank und ohne eigene Lebensmittelmarken existenziell bedroht. Mutige Freundinnen und Bekannte bewahren sie vor Enttarnung, ihnen hat sie auch zu verdanken, dass man sie entgegen allen Vorschriften im katholischen Vinzentius-Krankenhaus aufnimmt. Monatelang wird sie dort gepflegt, keiner fragt sie nach ihrer Konfession. Als das Krankenhaus bei der Bombardierung Freiburgs am 27. November 1944 zerstört wird, überlebt sie unverletzt. Wieder können Freunde helfend eingreifen und vermitteln. So wird sie ebenso wie ihr Sohn Peter im Kloster der Herz-Jesu-Priester in Stegen bei Freiburg aufgenommen.

Hier ist eine Zwischenbemerkung angebracht: Der Rektor des Klosters, Pater Heinrich Middendorf, nahm nicht nur Lotte und Peter Paepcke auf, sondern auch eine Reihe weiterer Menschen jüdischer Herkunft, unter großer persönlicher Gefahr. Alle konnten überleben. Diese Zeit in Stegen, über die Pater Middendorf selbst nie öffentlich sprach, hat nach seinem Tod (1972) sein Ordensbruder Bernd Bothe aufgearbeitet.<sup>29</sup> Bothe war erst durch einen Brief von Grete Borgmann auf die wichtige Rolle Pater Middendorfs aufmerksam gemacht worden. Grete Borgmann hatte 1944 den Pater nach der Bombardierung Freiburgs auf die kranke und obdachlose Lotte Paepcke

aufmerksam gemacht und mit dieser dann bis Kriegsende das Zimmer im Kloster geteilt. Bothe setzte sich später zusammen mit Lotte und Dr. Peter Paepcke sowie zwei weiteren Menschen, die im Stegener Kloster überlebt hatten, dafür ein, dass Pater Middendorf 1994 den Titel »Gerechter unter den Völkern« der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem erhielt.<sup>30</sup>

Heute lebt in Stegen, wo nach dem Krieg die Gesamtschule Kolleg St. Sebastian untergebracht wurde, das Andenken an Pater Middendorf, aber auch an Lotte Paepcke weiter (dazu mehr im Schlusskapitel).

## Untergetaucht im Kloster Stegen

Im idyllisch gelegenen Kloster lebt Lotte in ständiger Sorge, denn es finden dort ganz unterschiedliche Menschen Aufnahme: Soldaten, Waisenkinder aus dem Ruhrgebiet, auch viele ausgebombte Freiburger Bürgerinnen und Bürger, Opfer des Luftangriffs vom 27. November 1944. Die wenigen jüdischen Flüchtlinge, die Pater Middendorf beherbergt, dürfen nicht erkannt werden, sonst droht Denunziation. Nachdem sich Lotte von der Krankheit erholt hat, lässt der Abt sie zur Tarnung in der Klostergärtnerei arbeiten. Der kleine Sohn ist zusammen mit den Kindern des evakuierten Waisenhauses auf dem Gelände untergebracht. So sind beide im Kloster in relativer Sicherheit, doch Lotte erlebt gerade jetzt ihre dunkelsten Tage und Nächte. In Gedanken und Albträumen wird sie von den Opfern des Holocaust heimgesucht, irrt zwischen Leben und Tod und kann beides nicht mehr unterscheiden.



Denn hier, in diesem Leben, das alle für Wirklichkeit hielten, war nur mein Leib. Meine Seele war bei denen, deren Schicksal in Wahrheit das meine war: bei meinen jüdischen Brüdern und Schwestern. In jenen Tagen wurden die letzten von ihnen, die noch in Deutschland waren, die jüdischen Partner aus Mischehen, wie ich einer war, abgeholt und nach dem Osten gebracht. Dorthin, wo die Großmama in ihren Tod gegangen war [...]. (109)

Sie wird von schweren Schuldgefühlen geplagt, weil sie selbst lebt. Doch der Tod, den sie herbeisehnt und der an dieser Stelle im Buch auch in persona auftritt, weist sie zurück und verdammt sie zum Leben. Es sind intensive Passagen von teils alttestamentlicher Bildhaftigkeit, in denen sie sich mit ihrer eigenen Bestimmung sowie der jahrhundertealten Verfolgung der Juden auseinandersetzt. Die Empfindung von Schuld teilte Lotte Paepcke mit sehr vielen Überlebenden des Holocaust. Dafür wurde lange nach dem Krieg der Begriff der »Überlebensschuld« geprägt: Diejenigen, die zwar dem Tod entronnen waren, aber jahrelang unter Entwürdigung und Entrechtung, Todesängsten und dem Verlust von Angehörigen gelitten hatten, bezahlten dieses »Glück« mit einer anhaltenden Beschädigung ihres weiteren Lebens, die nicht wiedergutzumachen war.<sup>31</sup>

Nur langsam findet Lotte wieder ins Leben zurück, wobei ihr die regelmäßige Arbeit in der Gärtnerei hilft. Das Kriegsgeschehen rückt immer näher, im April rollen endlich französische Panzer heran, französisches Militär besetzt das Kloster. Sie ist gerettet. So geht sie zum ersten Mal seit ihrer Ankunft in Stegen den Fußweg zur Stadt Freiburg in Freiheit, und zunächst macht sich Euphorie breit und rückt die Welt in ein paradiesisches Licht:

Und es war, als hätte die abgekehrte Welt sich umgewandt und sähe mich auf einmal an. Das Grün auf den Wiesen war in eine plötzliche Helle gerückt, als sei es aus einem Hintergrund hervorgebrochen. Die Rinde der Baumstämme begann silbern zu leuchten, als sei eine Decke von ihnen abgenommen. Der Weg sprang so anmutig in seine Kurven, als hätten Ketten seine Bewegungen gehemmt und übermütig tanze er jetzt durch seine Freiheit. Eine Birke am Wegrand tat ihre ganze Grazie dar, und ihr zartes Gezweig lächelte in solcher Süße an sich herab, dass es mich traf wie ein Gruß. Und der Himmel war nicht mehr fern; er hatte sich in warmer Vertrautheit seiner Erde zugekehrt, belichtete ihre Weiten, beschattete ihre Gründe, folgte dem Flug der Vögel und trat in die Kelche der Blumen ein. Es war die Freiheit! (127)



Stolperstein Lotte Paepcke und Peter Paepcke  
in Stegen, Kolleg St. Sebastian.  
Foto: Matthias Grüb

7. März 2023. Frau Noa-Pink danke ich für die Überlassung des Manuskripts ihrer Laudatio.

<sup>179</sup> Edith Eicker, Pauline Hirt, Filippa Kuhnert, Jette Pache, Nick Schwarz, Nils Urlaub, Claudius Heitz (Leitung), *Ein stiller Held in dunkler Zeit. Wie P. Middendorf 1943–45 jüdische Menschen in Stegen vor Verfolgung und Tod bewahrte*. Stegen, 2022. Unveröffentlichtes Ms.; zu Lotte Paepcke S.13–16. Ich danke Herrn Dr. Claudius Heitz und den Schülerinnen und Schülern für das Überlassen des Textes.

<sup>180</sup> Renate Braunschweig-Ullmann, Lebenslange Auseinandersetzung mit einem Thema. In: *Badische Neueste Nachrichten*, 17. II. 1989.

<sup>181</sup> Josef Werner, Überlebenszuflucht im Kloster. In: *Badische Neueste Nachrichten*, 28. 6. 2000.

<sup>182</sup> Martin Doerry, Vorwort. In: Lotte Paepcke, *Unter einem fremden Stern. Geschichte einer deutschen Jüdin*. Freiburg im Breisgau: Herder 2004, S. 5.

<sup>183</sup> Horst Krüger, Eine Jüdin in Deutschland. Kalenderblatt für die Schriftstellerin Lotte Paepcke zum achtzigsten Geburtstag. In: *Allmende* 28/29 (1990): S. 206–210, hier S. 207–208.

<sup>184</sup> Lotte Paepcke, Über die menschliche Würde und das Jude-Sein. Auseinandersetzung in Briefform. In: Lotte Paepcke, *Unter einem fremden Stern*. Moos, Baden-Baden: Elster, 1989, S. 125–139, Zitat S. 135. Ersterscheinen dieses offenen Briefs an Jean Améry in: *Frankfurter Hefte* 22/X (1967), S. 672–678.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter. Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf [www.8gradverlag.de](http://www.8gradverlag.de) und in unserem Newsletter.



© Corinna Holzer

**Dr. Gisela Hack-Molitor**, geboren in der Pfalz und seit vielen Jahren in Marbach am Neckar zu Hause, ist Literaturwissenschaftlerin, Redakteurin und Lektorin. Ihre publizistische Arbeit konzentriert sich überwiegend auf historische Studien, im Rahmen ihrer freien wissenschaftlichen Tätigkeit für die Universität Frankfurt hat sie verschiedene Arbeiten zu jüdischen Lebenswegen erstellt.